



AUFMACHER

ICH BIN NICHT, WENN DU NICHT DA BIST

Mitschrift der Beiträge von Davide Prospero und Julián Carrón
beim Eröffnungstag von *Comunione e Liberazione*.
Mediolanum Forum, Assago (Mailand), 27. September 2014

**Mitschrift der Beiträge von Davide Prospero und Julián Carrón
beim Eröffnungstag von Comunione e Liberazione.
Mediolanum Forum, Assago (Mailand), 27. September 2014**

*L'illogica allegria
Amare ancora
La strada*

DAVIDE PROSPERI

Ein herzliches Willkommen allen Anwesenden hier in Assago sowie jenen, die mit uns in Italien und im Ausland verbunden sind. In den vergangenen Tagen habe ich erneut über den Wert eines solchen Gestus nachgedacht, der wie eine Wiederholung erscheinen kann. In der Tat machen wir ihn jedes Jahr! Wir haben aber vor zwei Jahren gesagt, dass es das erste Ziel eines Menschen, der unterwegs ist und neu anfangen will, sein muss, den Geschmack an dem Weg nicht zu verlieren. Es gibt nur einen einzigen Grund, weshalb der Neuanfang dazu verhelfen kann, den Geschmack an dem Weg nicht zu verlieren: weil im Anfang immer schon das Kriterium für alles weitere enthalten ist. Der Anfang ist ein Geschenk, eine Erwählung, so wie der Anfang des Lebens ein unverdientes Geschenk ist. Es ist das größte Zeichen für die Beziehung zu dem, der uns gewollt hat. Deshalb ist jeder neue Anfang eine besondere Gelegenheit, uns daran zu erinnern, dass wir gewollt sind. Wir sind nicht zufällig auf Erden. Es gibt jemanden, Einen, der uns in diesem Augenblick will, der uns gerade jetzt will. Und das ist der erste Faktor der Gewissheit im Leben des Menschen.

Heute besteht die Gewissheit, die der Mensch braucht, vielleicht mehr denn je weniger in einem intellektuellen, dogmatischen Verständnis der Dinge, als in einer, wie es Don Giussani nannte, affektiven Erkenntnis der Wirklichkeit, die sich auf eine lebendige Beziehung zu Dem stützt, aus dem die Wirklichkeit letztlich besteht.

Was mir in diesem Sommer am meisten geholfen hat, dies besser zu verstehen, war ein Beitrag bei der Internationalen Versammlung der Verantwortlichen von CL Anfang September in La Thuile. Unsere Freundin Rose aus Kampala in Uganda erzählte dabei von einem Gespräch mit Don Giussani, bei dem er ihr sagte: „Auch wenn du die einzige im ganzen Universum gewesen wärest, wäre Gott gekommen, um dich zu erlösen, damit dein armseliges Ich nicht verlorengeht.“ Rose kommentierte dies mit den Worten: „Wenn man von der Schönheit selbst spricht, dann ist sie für mich dort, wo

mein armseliges Leben diese Schönheit gewonnen hat, diesen Wert, der nicht von meiner Armseligkeit abhängt, sondern von der Vorliebe, die Gott für mich hat. Und wenn ich sage, dass mich dies erfüllt, dass ich glücklich bin, dann ist das keine Einbildung, sondern eine Tatsache. Dass ich heute morgen atmen kann, ist nur möglich, weil jemand mich heute morgen will und keine Angst vor dem hat, was ich bin, sondern barmherzig ist und will, dass es mich gibt.“ Und wer sie sieht, wer sieht, wer sie ist und was sie tut, der zweifelt nicht, dass das wahr ist. Das haben mir auch Monica Maggioni und Dario Curatolo erzählt, nachdem sie Rose in Kampala besucht hatten. (Die beiden haben gemeinsam mit Roberto Fontolan das Video zum 60-jährigen Bestehen der Bewegung erstellt, dass diesem *Spuren*-Heft beiliegt.)

Das Ich wird in einer Begegnung wiedererweckt, in der diese Erwählung, diese Liebe wieder geschieht, die der Faktor der Gewissheit in unserem Leben ist. Denn diese Erwählung ist eine Initiative des Seins selbst, das mich will. Unsere Ungewissheit, die sich auf Beziehungen beziehen kann (ja, sich meist auf Beziehungen bezieht), aber auch auf unsere Fähigkeit zum Handeln, und dann eine Unsicherheit im Hinblick auf die Präsenz oder das Urteil wird, diese Unsicherheit erwächst aus der Tatsache, dass wir nicht die Erfahrung der Beziehung zum Sein machen, das uns jetzt will. Dann versuchen wir, diese Leere durch etwas anderes zu füllen, durch andere Beziehungen, die diese ersetzen sollen, oder durch unsere Initiativen.

In der Tat wurden wir beim Eröffnungstag des vergangenen Jahres gerade in dieser Hinsicht herausgefordert, und zwar durch die Erzählung von Maria Magdalena, die zum Grab eilt. Sie erwartet dort den leblosen Leib Jesu zu finden und ihn verehren zu können. Stattdessen hört sie aber, wie der auferstandene Herr sie beim Namen ruft. Gerade durch dieses Beimenamen-gerufen-Werden, so sagte uns

Carrón damals, wird unser Ich wieder geweckt und es erwächst in uns der Wunsch, mit anderen über Ihn zu sprechen und in der Welt initiativ zu werden.

Der erste Schritt, der uns die Tragweite der Botschaft, die uns erreicht hat, bewusst gemacht hat, war dieses Jahr der Brief, den Carrón nach seiner Privataudienz bei Papst Franziskus an die ganze Fraternität von CL geschickt hat.

Es gibt nur einen einzigen Grund, weshalb der Neuanfang dazu verhelfen kann, den Geschmack an dem Weg nicht zu verlieren: weil im Anfang immer schon das Kriterium für alles weitere enthalten ist. Der Anfang ist ein Geschenk, eine Erwählung, so wie der Anfang des Lebens ein unverdientes Geschenk ist. Es ist das größte Zeichen für die Beziehung zu dem, der uns gewollt hat.



Darin fasste er das grundlegende Anliegen des Papstes zusammen: Wir müssen uns auf das Wesentliche konzentrieren, das darin besteht, dass wir Christus begegnen (vgl. das Editorial in *Spuren* November 2013, S. 1 f.).

Die Herausforderung einer Besinnung auf das Wesentliche zeigte sich sofort als entscheidender Faktor, um eine christliche Präsenz in der Welt aufzubauen. In diesem Zusammenhang erwiesen sich die Veröffentlichung des Werkes von Savorana über das Leben von Don Giussani und die Vorstellungen dieses Buches in ganz Italien als ein hervorragendes Instrument für neue Begegnungen, die weit über das hinausgingen, was wir hätten „machen“ können. Denn diese Fähigkeit, auf alle zuzugehen, ist etwas Ursprüngliches unseres Charismas. Umso mehr sind wir dazu aufgerufen, diesem Ursprung treuzubleiben, wenn wir sie nicht verlieren wollen.

Die Einladung des Papstes zur Rückbesinnung auf das Wesentliche hat uns dann auch in unserem Urteil zu den Europawahlen geleitet. Seinen Höhepunkt fand dies in dem Vortrag von Carrón bei der Veranstaltung in der Mailänder Messe (vgl. den „Aufmacher“ in der Mai-Ausgabe von *Spuren*: „Europa 2014. Ist ein Neuanfang möglich?“). Dort stellten wir mit einem Zitat von Don Giussani fest: „Die Lösung der Probleme des täglichen Lebens ergibt sich nicht direkt durch die Auseinandersetzung mit den Problemen, sondern durch die Vertiefung der Natur des Subjekts, das sich mit ihnen auseinandersetzt.“ Und Carrón kommentierte dies mit den Worten: „Darin liegt die große Herausforderung für Europa. Der große erzieherische Notstand zeigt, wie der Mensch reduziert und zurückgestellt wird. Er beweist, dass das Bewusstsein dafür fehlt, wer der Mensch wirk-

lich ist, was die wahre Natur seiner Sehnsucht ist, wie groß die strukturelle Diskrepanz ist zwischen dem, was er erwartet, und dem, was er aus eigener Kraft erreichen kann.“ (*Spuren* Mai 2014, S. VI)

Dieses Urteil war der Ausgangspunkt für die Arbeit in vielen Gemeinschaften im Sommer. Das größte Zeugnis dafür, das uns seit Wochen vor Augen steht, ist aber sicherlich jenes unserer christlichen Brüder und Schwestern, die verfolgt werden, leiden und täglich ihr Leben riskieren, um ihren Glauben zu bekennen. Durch ihr Zeugnis sehen wir, was das Wesentliche ist, was ihnen wesentlich ist, um in einer solchen Situation zu leben. Wir haben alle in *Spuren* das Interview mit dem Erzbischof von Mossul gelesen, der sagte: „Trotz des Risikos, von jetzt auf gleich ermordet zu werden, kann man jeden Augenblick voller Hoffnung und Freude leben.“ Und als der Interviewer ihn fragte, wie er festgestellt habe, dass das möglich ist, antwortete er: „Ich habe zunächst begonnen, selber so zu leben. Und ich habe versucht, dies in meinen Predigten und bei Begegnungen weiterzugeben. Mit der Zeit habe ich gemerkt, dass die Menschen sich veränderten.“ „Und woran haben Sie gesehen, dass die Christen ihre Haltung änderten?“ „An ihrer Art und Weise zu leben. Sie sagten, es sei wichtig für sie, sich ihrem Glauben enger anzuschließen. Und sie sagten, trotz aller Schwierigkeiten hätten sie wieder begonnen zu leben. Sie haben es mir mit Worten gesagt, und ich habe an ihren Augen erkannt, dass es wahr ist.“ (Vgl. *Spuren* Juli/August 2014, S. 13 f.)

Hier wird endgültig deutlich, was das Zeugnis ist und dass es nicht zufällig die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Martyrium“ ist: Es ist das Zeugnis einer Liebe, einer Zuneigung, für die man sein Leben hingibt. Vor



alles weil sich das Leben verändert durch einen neuen Blick auf sich selbst, auf die eigene Bestimmung und die der Welt. Man gibt sein Leben hin aufgrund des Blicks, den der Glaube in das Leben einführt. Dieses Zeugnis beurteilt auch uns. Denn durch das Urteil über die Erfahrung, die man lebt, kann man seine Haut riskieren, ohne ein Held zu sein, egal wo man lebt. Und zwar aufgrund der einfachen Tatsache, dass unser Leben nicht mehr so lebenswert wäre, wenn wir diese Erfahrung nicht verteidigen würden! Dies ist ein Weckruf für das ganze christliche Volk, und darin liegt auch eine der ersten Aufgaben unserer Freundschaft: dass das Leben wieder wachgerufen wird. Es geht nicht darum, Trost zu spenden, oder vielleicht auch das, aber nicht im Sinne einer Vertröstung, so als würde man sagen: „Lass doch, du wirst sehen, morgen wird alles besser“. Nein, darum geht es nicht. Der einzige Trost, den wir suchen, ist, den Sinn des Lebens zu erkennen. Nichts weniger als dies kann uns wirklich trösten, denn für weniger als dies, das heißt ohne diesen Sinn, wäre das Leben nur Einsamkeit.

Wenn aber jemand – daran musste ich diesen Sommer denken – die Liebe seines Lebens trifft, wenn jemand eine Begegnung macht, die sein Ich wieder erweckt, wenn jemand dem, was ihm widerfährt, aufrichtig gegenübersteht, dann ist er auch bereit, sein Leben dafür einzusetzen. Er würde nicht zögern, sein Leben hinzugeben, und beginnt damit, indem er sich selbst und seine ganze Kraft für dieses Ziel zur Verfügung stellt. Und er beginnt sein Leben als Opfer zu verstehen. Das bedeutet, mein Leben ist für ein großes Ziel geschaffen. Das ist keine Einbildung, sondern bedeutet, Den zu lieben, der mich so geliebt hat, dass er mich aus meiner Nichtigkeit rettet, wie wir vorher gesagt haben. Ich habe anfanghaft verstanden, dass

all dies erst die Einleitung ist, denn es macht uns klar, wofür wir geschaffen sind. Es ist eine Einführung in die Einsicht, dass es mehr gibt, dass es mehr geben kann. Das Leben kann tiefer sein als dies, man kann die Liebe seines Lebens noch mehr lieben als diesen heroischen Impetus. Für uns hat das Opfer nämlich noch eine letzte Zweideutigkeit: Wir sind bereit, unser Leben hinzugeben, in dem (vielleicht auch großen) Maß und in der Form, die nötig sind, um einen Dienst zu leisten. Aber es gibt noch ein größeres Opfer, und das besteht darin, sein Leben hinzugeben, indem man das *Wie* und das *Wann* Gott überlässt. Vielleicht ist man noch nicht bereit, fühlt sich nicht bereit, sein Leben in einer Form hinzugeben, die nicht diejenige ist, in der man es schon hingibt. Aber hier wird einem alles abverlangt. Und dann merkt man, dass der Augenblick – wie wir es oft gesagt haben, aber man entdeckt es dann erst im Konkreten seines Lebens – einen unendlichen Wert bekommt, wenn man sein Leben so hingibt, *wie* und *wann* es die Liebe des Lebens von einem verlangt. Es ist eine Verfügbarkeit, die man lernt und die nur durch all die „Ja“ hindurch wächst, egal wie klein sie sind, die man aus Liebe spricht.

Unter uns ist diesen Sommer mehrfach und auf verschiedene Weise deutlich geworden, dass der Weg, den wir gehen, uns hilft, die „Natur des Subjekts“ zu vertiefen, wie wir vorher sagten. Aber oft klafft ein Abgrund zwischen dem heroischen Impetus, mit dem wir leben, und der Normalität, die wir als eine „geringerwertige“ Wirklichkeit einstufen, oder zwischen dem Urteil über die Wirklichkeit, das aus dem Glauben erwächst, und der Notwendigkeit, auf den zu schauen, den wir vor uns haben, um ihm wahrhaft und nicht nur dialektisch begegnen zu können, wie uns der Papst bittet. Deshalb

möchten wir dich fragen, Julián: Was gibt dem Ich Einheit, auf dass wir alles leben können, was uns gegeben ist, alle anstehenden Herausforderungen annehmen können, in Fülle und mit Geschmack am Leben?

JULIÁN CARRÓN

WAS GIBT DEM ICH EINHEIT?

„Ich bin nicht, wenn du nicht da bist“, sagt ein Lied von Francesco Guccini, das unserem Treffen den Titel gibt. („Vorreiß“, Text und Musik: F. Guccini). Von wem können wir das sagen? Von wem können wir das *jetzt* sagen? Diese Frage hat mich aus zwei Gründen beeindruckt. Der erste ist, dass man sich durch sie bewusst wird, was einem wesentlich ist, weil man nicht mehr existiert, wenn es fehlt. Ich erkenne das an der Tatsache, dass ich mit „meinen Gedanken allein bin“, wie es in dem Lied von Guccini weiter heißt. Und der zweite Grund ist, dass dieses Wesentliche jetzt gegenwärtig sein muss. Wenn es jetzt nicht da ist, bin ich nicht. Mir scheint, es gibt kein besseres Kriterium, um das Wesentliche zu erkennen, zu dem uns der Papst auch in seiner Botschaft zum *Meeting* in Rimini wieder aufgerufen hat: eine Gegenwart, die mir das Sein schenkt. Das erkenne ich daran, dass ich nicht bin, wenn es nicht da ist; ich existiere dann wirklich nicht. Wir sehen sofort, dass es nicht nur um ein Problem der Kohärenz geht, sondern um die Zugehörigkeit zu einer Gegenwart, ohne die ich nicht sein kann.

Was gibt mir das Sein? Und zwar jetzt, in dieser geschichtlichen Situation, in der wir uns befinden? Nichts, absolut nichts kann verhindern, dass wir im Leben die Erfahrung machen, von der Giorgio Gaber in dem Lied berichtet, das wir am Anfang gehört haben („L'illogica allegria“ [„Die unlogische Freude“], Text: A. Loporini, Musik: G. Gaber). Ich kann „alleine sein“, egal wo, „auf der Autobahn“, egal wann, „bei der ersten Morgendämmerung“, selbst wenn ich weiß, „dass alles bergab geht“, „kann mir ein Nichts genügen / ein kleiner Lichtschimmer / ein Lufthauch, der Erinnerungen weckt, / eine Landschaft [...], / und mir ist wohl.“ Es reicht, dass die Wirklichkeit, irgendein Fragment der Wirklichkeit, beinahe ein Nichts, durch irgendeinen Umstand in den Horizont meines Ichs tritt, um es wieder aufzuwecken und die Erfahrung dieses Guts zu ermöglichen. Es ist ein so überraschendes Gut, dass es wie ein Traum scheint und ich mich fast „dafür schämen muss“. Trotzdem drängt sich mir eine Evidenz auf: Ich kann nicht bestreiten, dass „mir wohl ist“. „Gerade jetzt, gerade hier. / Es ist ja nicht meine Schuld, / wenn es so ist.“ Es ist so, als gelänge es der Wirklichkeit, einen Augenblick bevor wir uns vor ihr verschanzen können, bevor wir eine Mauer gegen sie hochziehen können,

unser Ich zu durchdringen und es zu sich selbst zu bringen, „gerade jetzt, gerade hier“. Doch ich empfinde eine „unlogische Freude“ dabei. In der Tat scheint es völlig unlogisch, dass „ein Nichts / ein kleiner Lichtschimmer, / ein Lufthauch, der Erinnerungen weckt“, meinem Leben diese Freude verleihen kann. „Unlogische Freude, / deren Grund ich nicht kenne, / ich weiß nicht, was es ist“, so real ist es und doch zugleich so geheimnisvoll. Denn wenn es nicht real wäre, könnte nicht das geschehen, was Gaber später sagt: „Es ist, als hätte ich mir plötzlich / das Recht genommen, / die Gegenwart zu leben.“ Etwas tritt in mein Leben und vergegenwärtigt mir die Wirklichkeit, „gerade jetzt, gerade hier“. Ein Nichts ergreift mich so, dass ich mir selbst gewärtig werde. Ich bin ganz eins, präsent, wenn du da bist.

Man wird nicht leicht ein Lied finden, das den Inhalt des zehnten Kapitels des *Religiösen Sinns* besser zum Ausdruck bringt. Indem das Ich sich der unerschöpflichen Gegenwart der Wirklichkeit bewusst wird, wird es in „seinem Sein wachgerufen“, wie Don Giussani sagt, und zwar „von der Gegenwart, der Anziehungskraft und dem Staunen“ über die Wirklichkeit, und „ist dankbar und froh“ (*Der religiöse Sinn*, EOS-Verlag, St. Ottilien 2011, S. 160), und ihm ist wohl.

Wer wünscht sich das nicht jeden Morgen, jeden Augenblick seines Lebens? Einen Augenblick der Fülle, von dem man überrascht wird, wie auch wir es oft erlebt haben. In dieser ganz einfachen und grundlegenden Erfahrung, die jedem möglich ist, zu jeder Zeit, an jedem Ort,

unter jedem Umstand, liegt die ganze *Methode*. Eine Gegenwart gibt mir das Sein. Keine Anstrengung meinerseits kann mir das geben, was dieser Augenblick mir gibt. Es gibt kein anderes Kriterium als dies, um zu erkennen, was einem das Wesentliche ist. Ich erkenne, dass es sich um das Wesentliche handelt, daran, dass es mir so sehr das Sein verleiht, dass ich nicht bin, wenn es nicht da ist. Ich bin dann wirklich nicht! Kaum erscheint es, bin ich, und ich bin froh. Ich erlebe eine „unlogische Freude“, „gerade jetzt, gerade hier“, die es mir erlaubt, die Gegenwart zu leben.

Wenn diese Methode dagegen nicht vorherrscht: „Wie bitter, meine Liebe, / die Dinge so zu sehen, wie ich sie sehe“. [Nicht die Wirklichkeit ändert sich, sondern unser Blick auf die Dinge.] „Welche Enttäuschung bedeutet es, / [...] mit diesem Herzen zu leben [so oft verkrampt] / und nichts verlieren zu wollen“ („Amare ancora“, Text und Musik: C. Chieffo), und doch zu sehen, wie einem alles zwischen den Händen zerrinnt.

Aber sich zu ändern ist einfach: „Es würde schon reichen, wieder wie ein Kind zu werden und sich zu erin-

In dieser ganz einfachen und grundlegenden Erfahrung, die jedem möglich ist, zu jeder Zeit, an jedem Ort, unter jedem Umstand, liegt die ganze Methode. Eine Gegenwart gibt mir das Sein.

nern ... / Und sich zu erinnern, dass alles geschenkt ist, dass alles neu ist / und befreit.“ Es würde schon reichen, zu verstehen, dass unsere erste Aktivität Passivität ist, das heißt zu empfangen, anzunehmen, anzuerkennen, dass alles gegeben ist. Ein Lichtstrahl reicht, um sagen zu können, dass uns etwas geschenkt ist. Dazu braucht es nichts Außergewöhnliches. Es reicht ein kleiner Lichtstrahl, denn jedes Ding, auch das kleinste, verweist darauf, dass es noch etwas anderes gibt. Don Giussani erklärt, was unsere Methode ist: „Um das Problem des Menschen als Religiosität zu klären, welches das tiefste und umfassendste Problem des Menschen ist, muss vor allem die Beziehung zwischen dem Menschen und der Wirklichkeit als geschaffener zu einer persönlichen Erfahrung werden.“ (*In cammino*. 1992-1998, Bur, Mailand 2014, S. 316).

Wir alle haben schon in bestimmten außergewöhnlichen Augenblicken eine solche Erfahrung gemacht. Doch dann stellt sich die Frage: Wie kann diese Erfahrung Beständigkeit gewinnen? Wie kann die Beziehung zwischen dem Menschen und der Wirklichkeit als geschaffener zu einer beständigen persönlichen Erfahrung werden? Hier taucht das Problem des Weges auf. Denn wenn daraus kein Weg wird, werden wir selbst nach den außergewöhnlichsten Augenblicken in unseren üblichen Alltagstrott zurückfallen, und alles kann wieder flach, dunkel und verkürzt scheinen. Wir gehören der Bewegung an, um diesen Weg gemeinsam zu gehen und um uns gegenseitig auf diesem Weg zu helfen. Jedes Mal wenn wir uns treffen, tun wir dies, wie Davide vorhin sagte, um den Weg fortzusetzen, weil wir Geschmack an dem Weg gefunden haben. Denn ohne einen Weg zu gehen, das heißt, ohne eine Erziehung wird diese Methode nicht zu einer persönlichen Erfahrung, sie wird nicht mein eigen. Die Wirklichkeit ist dort vor unser aller Augen, aber sie ist nicht die meine.

An diesem Punkt müssen wir auf die Frage zurückkommen, die wir uns in diesem Sommer gestellt haben: „Was sucht ihr?“ Die Suche ist ein Zeichen dafür, dass man auf dem Weg ist. Wir haben aber gesagt, dass die Antwort auf die Frage „Was sucht ihr?“ für uns nicht als selbstverständlich gelten darf. Denn man kann auch zur Bewegung gehören und hier physisch anwesend sein, aber nicht mehr auf der Suche sein. Dann ist das Hiersein Stillstand, dann sind wir blockiert. Man merkt das daran, dass dann statt der „unlogischen Freude“ die Klage überwiegt in unserem Leben.

Es ist beeindruckend, dass alle diese Erfahrungen, die wir machen, so ähnlich auch jeder andere macht, der eine Zugehörigkeit lebt. Gaber hat in einem anderen Lied, „Qualcuno era comunista“ [„Manch einer war Kommu-

nist“], eine lange Liste der Gründe aufgezählt, weshalb man Kommunist sein konnte: weil man „einen Anstoß brauchte“, „die Notwendigkeit einer neuen Moral“ verspürte, weil man „die Dinge ändern“ wollte, weil man neuen „Schwung“ brauchte, und so weiter. Was suchte man durch die Zugehörigkeit zu dieser Partei? Was wünschte man sich? Jenen Dualismus zu überwinden, den auch wir allzu oft spüren. „Er war wie zwei Personen in einer“, sagt das Lied. „Auf der einen Seite die persönliche Mühe des Alltags, auf der anderen das Zugehörigkeitsgefühl zu einer Rasse, die zum Flug anheben wollte, um das Leben wirklich zu ändern“ („Qualcuno era comunista“, G. Gaber und A. Luporini). Die Zugehörigkeit hat ein Ziel: das Leben zu ändern, das Leben, „das einem die Beine abschneidet“, wie Pavese sagt (*Gespräche mit Leuko*, Fischer TB, Frankfurt am Main 1991, S. 207).

Mit der Zeit und den Jahren der Zugehörigkeit stellt sich dann die dramatische Frage: „Was nun?“ Was habe ich davon? Jede Zugehörigkeit muss *nolens volens* durch die Mühe des Alltags gehen, um sich zu bewähren. Hat

Mit der Zeit und den Jahren der Zugehörigkeit stellt sich dann die dramatische Frage: „Was nun?“ Was habe ich davon? Jede Zugehörigkeit muss nolens volens durch die Mühe des Alltags gehen, um sich zu bewähren.

sich jene Zugehörigkeit aber als fähig erwiesen, auf die Herausforderungen des Lebens, auf unsere Sehnsüchte zu antworten? Es ist beeindruckend, wie aufrichtig Gaber feststellt, was das Ergebnis dieser Bewährungsprobe ist: „Und jetzt? Auch jetzt fühlt man sich wie zwei Menschen: auf der einen Seite der Mensch, der resigniert durch das Elend seines alltäglichen Überlebens geht, und auf der anderen Seite die Möwe, die nicht einmal mehr die Absicht hat zu fliegen, weil inzwischen auch ihr Traum zusammengeschnurrt ist. Zwei

elende Existenzen in einem Leib.“ („Qualcuno era comunista“, G. Gaber und A. Luporini)

Ihr seht, dass nicht jede Art von Zugehörigkeit die Fragen des Lebens löst. Und ebenso wenig löst jede Art, eine Zugehörigkeit zu leben, den Dualismus auf. Das Problem der Einheit des Lebens stellt sich immer wieder von neuem. Es reicht nicht, eine Zugehörigkeit nur verbal zu bekräftigen oder allein aus eigener Willenskraft an dieser Zugehörigkeit festzuhalten. Man kann in der Tat weiterhin diesen tiefen Dualismus zwischen dem „Elend des alltäglichen Überlebens“ und der „Möwe, die nicht einmal mehr die Absicht hat zu fliegen“ in sich tragen.

Wir, die wir der Wirklichkeit der Bewegung angehören, haben genau dasselbe Problem. So wie die Kommunisten durch die Bewährungsprobe der Geschichte gehen mussten, so muss sich auch unser Glaube in den täglichen Herausforderungen und in der Geschichte bewähren. Und jetzt? Mir hat jemand von euch über seine Fraternitätsgruppe geschrieben, aber das gleiche habe ich auch von anderen Gruppen gehört: „In unserer Fraternitäts-



gruppe erweist es sich oft als schwierig, jene brüderliche Freundschaft zu verwirklichen, die es uns erlauben würde, die *Erfahrungen* jedes einzelnen zu teilen, so dass daraus gemeinsame Beurteilungen erwachsen und die Gruppe für alle nützlich werden könnte, um die ‚Himmelsaugen‘ wiederzufinden im Leben. Statt die Hilfe unserer Brüder in dieser Hinsicht zu suchen, beschränken wir uns auf *Kommentare*, die eher intellektueller Natur sind. Am Ende sind wir aber alle unzufrieden und fragen uns, was wir tun sollen, so als läge die Lösung außerhalb von uns selbst.“ Wie ihr seht, ist nicht jede Art, die Zugehörigkeit zu leben, befriedigend. Es ist nicht hilfreich, die Erfahrung durch Kommentare zu ersetzen, wenn wir die „Himmelsaugen“ wiederfinden wollen. Don Giussani hat das schon vorhergesagt: „Ein Glaube, der sich nicht in der täglichen Erfahrung finden ließe, der sich durch die Erfahrung nicht bestätigen ließe, der nicht imstande wäre, auf deren Bedürfnisse zu antworten, [...] so ein Glaube [könnte] nicht in einer Welt bestehen [...], in der alles – alles! – das Gegenteil [...] behauptet.“ (*Das Wagnis der Erziehung*, EOS-Verlag, St. Ottilien 1995, S. 17) Das ist die Gefahr, die man läuft, wenn man eine Zugehörigkeit lebt, die nicht auf die Bedürfnisse des Lebens antwortet.

Es ist beeindruckend, mit welcher Aufrichtigkeit wiederum Gaber in einem anderen Lied, „Il desiderio“ („Die Sehnsucht“), anerkennt, dass „es keinen Sinn hat, [weiterhin] Probleme aufzulisten / und neue Namen zu erfinden [wie die „Kommentare eher intellektueller Natur“, von denen unser Freund sprach] für unsere Rückschritte, / die nicht aufhören, selbst wenn wir weiterreden. // Liebe,

/ ist nicht mehr nötig, / wenn das, was uns fehlt, / Sehnsucht heißt“ („Il desiderio“, G. Gaber und A. Loporini). Das ist dramatisch! Wir stoppen unsere Rückschritte nicht durch unser Gerede oder unsere Diskussionen, nicht durch die Lawine unserer Kommentare, wenn uns das fehlt, was der Motor unseres Lebens ist. Denn die „Sehnsucht“, sagt Gaber, „ist der wahre innere Antrieb / [...] der einzige Motor /, der die Welt bewegt“. Wer gibt uns die zurück? Wenn unser Zusammensein nicht dazu dient, die „Himmelsaugen“ wiederzufinden, die es uns auch weiter erlauben zu fliegen, wer kann uns dann die Gegenwart so nahebringen, dass unsere ganze Sehnsucht darin geweckt wird?

Mich hat stets beeindruckt, dass das erste Geschenk, das ich von Don Giussani erhalten habe, darin bestand zu sehen, wie er sich nicht gescheut hat, das beim Namen zu nennen, was wir alle lebten, aber verschämt verborgen hielten, sogar vor uns selbst. Wir können dem ins Auge schauen, es beim Namen nennen und es herausfordern allein durch das, was wir empfangen haben. Deshalb muss jeder von uns auch nach Jahren der Zugehörigkeit zur Bewegung schauen, ob er bereits in der Situation der „Möwe“ ist, „die nicht einmal mehr die Absicht hat zu fliegen“, oder ob er noch die Sehnsucht in sich trägt zu fliegen (da die Sehnsucht der Motor ist, der alles in Bewegung setzt), in dem Bewusstsein, dass er nicht „im Leben das Leben verloren hat“, um es mit T.S. Eliot zu sagen, sondern das Leben im Leben gewonnen hat. Deshalb stellt sich die alles andere als banale Frage: Sind wir noch auf der Suche, oder sind wir stehengeblieben?



DER HERR HAT UNS NICHT VERLASSEN

An welchem Punkt des Weges wir uns auch immer befinden mögen, an welchem Punkt des Weges jeder von uns auch stehen mag, ob man eine schwierige Zeit durchlebt oder eine freudige, hören wir heute noch einmal, was uns der Papst mit all seiner Frische in der Botschaft an die Teilnehmer des *Meetings* sagt: „Der Herr [hat] uns nicht uns selbst überlassen [...], er [hat] uns nicht vergessen [...]. Am Anfang hat er einen Mann, Abraham, erwählt und ihn veranlasst, sich auf den Weg zum verheißenen Land zu machen. Und in der Fülle der Zeit hat er ein junges Mädchen erwählt, die Jungfrau Maria, um Mensch zu werden und unter uns zu wohnen. Nazareth war wirklich ein unbedeutendes Dorf, eine ‚Peripherie‘ sowohl in politischer als auch religiöser Hinsicht. Aber gerade dorthin hat Gott geblickt, um seinen Plan der Barmherzigkeit und der Treue zu verwirklichen.“ (Franziskus, *Botschaft an die Teilnehmer des Meetings für die Freundschaft unter den Völkern*, 24.-30. August 2014) Für uns ist dieser Ort, durch den das Geheimnis uns immerfort erwählt – das wissen wir gut – unser Charisma, der Ort, wo der Herr immer wieder Erbarmen mit uns zeigt. Das ist der Ort, wo er uns immerfort ruft, durch jeden Gestus, jedes Wort, jede Initiative.

„Lieber Don Julián, ‚ich bin nicht, wenn du nicht da bist‘“, hat mir gestern jemand von euch geschrieben, als er vom Titel dieses Eröffnungstages gehört hatte. „Heute habe ich bei mir genau das entdeckt. Wenn Christus im Horizont meines Blickes, meines Tages ist, dann ‚lebe“

ich. Ich lebe, auch wenn ich wochenlang fern von meiner Familie und meinen Kindern auf Reisen bin. Ich lebe, auch in den unterschiedlichen Zeitzonen, im Hotelbett, in den Mühen der Arbeit. Ich lebe dank des ‚Gedächtnisses‘ Christi, das mir auf verschiedene Weisen begegnet – dieselben, die du vor kurzem beschrieben hast: die Sakramente, die Laudes, ein Telefongespräch, das Seminar der Gemeinschaft, ein Treffen, auch ein Zeugnis beim *Meeting*, das ich auf YouTube gesehen habe ... Sogar durch die Gesten, die mir früher frömmlicherisch schienen. Jetzt wird mir bewusst, dass sie ein Geschenk echter Wegbegleitung sind, und ich mag sie. Das Gedächtnis Christi hellt alles auf, auch den schlichsten oder den mühsamsten Augenblick. Aber wenn Christus nicht in meinem Gedächtnis ist, dann bin ich wirklich nicht. Seine Abwesenheit ist eine tödliche Last, wie diese Woche: Obwohl ich zu Hause bin, frei von vielen Mühen des Lebens, genügt mir nichts. Ich schreibe dir diese Zeilen, um dir zu sagen, wie sehr ich den morgigen Tag erwarte. Ich bin wirklich nicht, wenn Du, Christus, nicht da bist.“

Die Frage ist, wie jeder von uns auf diese geschichtliche Form antwortet, durch die das Geheimnis immer wieder Erbarmen mit unserer Nichtigkeit hat. Es geht sicher nicht um eine formale Zugehörigkeit, die in uns die Sehnsucht zu fliegen wachhält, sondern es geht um eine echte Nachfolge. Die einzige Möglichkeit, weiter zu suchen, die Sehnsucht wieder zu wecken, liegt in der Nachfolge.

„Ich nütze die Gelegenheit, um dir für die Exerzitien der Fraternität in Rimini 2014 zu danken, weil durch dich

in jenen Tagen die Sehnsucht nach allem in mir wieder erwacht ist (ich wage sogar zu behaupten, dass du mir das Leben zurückgegeben hast). Vorher, bevor ich dich getroffen habe, habe ich alles und alle verkürzt. Ich habe das Christentum auf die Wirkung eines guten Vorbilds reduziert, aber dann schaffte ich auch das nicht und war immer unzufrieden. Ohne die Gnade Gottes irrte ich allein und einsam umher wie ein Vagabund, ohne echtes Ziel. Ich hatte sogar Angst, allein zu sein ... Doch in diesen Tagen in Rimini hast du in meinem Innersten das Geschenk Seiner Gegenwart wieder geweckt, und ich spüre, dass nichts und niemand mich stoppen kann ... „Ich spüre das Leben, das in meinem Herzen explodiert“, wie Chieffo sang. Ich danke dir von Herzen! Nach den Exerzitien in Rimini, als ich in das echte Leben, in meinen Alltag zurückkehrte, habe ich mich in den Text der Exerzitien versenkt (ich bin wirklich eingetaucht), und es beginnt etwas zu keimen: Ich bin glücklicher. Ich beschäftige mich weiter mit dem Text und dringe langsam auf den Grund vor, und etwas wie ein kleiner Hoffnungs-schimmer beginnt in meinem Dunkel zu leuchten. Ich bin ein anderer Mensch geworden, und ich danke Gott, weil ich jetzt, im Gegensatz zu dem Wunder, das ich so viele Jahre erwartet habe, wirklich jeden Schritt des Weges genieße, den ich gehen muss, in guten wie in schlechten Tagen.“

Die Begegnung mit jener Gegenwart, die mich schafft, lässt, um es mit Don Giussani zu sagen, „meine Person wieder aufleben; durch sie nehme ich den Sinn meiner eigenen Würde wahr oder wieder wahr, ich entwickle den Sinn für meine Würde, für die Würde meiner eigenen Persönlichkeit.

Und da die Persönlichkeit des Menschen sich aus Verstand und Gefühlen oder Freiheit zusammensetzt, richtet sich durch diese Begegnung mein Verstand mit neuer Neugierde wieder auf, mit neuem Willen zur Wahrheit, mit neuer Sehnsucht nach Aufrichtigkeit, mit dem Wunsch zu erkennen, wie die Wirklichkeit wirklich ist, und das Ich wird erfüllt von Zuneigung zur Wirklichkeit, zum Leben, zu sich selbst, zu den anderen, wie es sie vorher nicht kannte. Und so, kann man sagen, entsteht die Persönlichkeit.“ (*In cammino. 1992-1998, a.a.O., S. 184-185*)

Worin aber besteht diese Nachfolge? In einer formalen Zugehörigkeit? Darin, dass man die richtigen und wahren Definitionen am besten wörtlich wiederholt? Oder darin, dass man, wie Don Giussani sagt, die wahren Dinge selber erfährt? Auch hier hat das Geheimnis so viel Erbarmen mit uns gehabt, dass es uns alles gegeben hat, was wir brauchen, um darauf antworten zu können. Und durch das Leben von Don Giussani hat es uns bezeugt, worin diese Nachfolge besteht, damit niemand

sich täuscht und jeder das Instrument in der Hand hat, um feststellen zu können, was es bedeutet nachzufolgen (und dann entscheiden zu können, ob er nachfolgen will oder nicht). Das Geheimnis hat uns die Wegbeschreibung hinterlassen, die es uns ermöglicht, uns die wahren Dinge zu eigen zu machen und zu jener Einheit des Lebens zu gelangen, nach der wir uns alle sehnen. Die Alternative ist nämlich klar: entweder eine formale Zugehörigkeit wie in einem Verein oder einer Organisation (die es nicht verhindern kann, dass unser Leben verkümmert), oder eine Zugehörigkeit bzw. Nachfolge, wie sie Don Giussani beschrieben hat (wie oft werden wir uns das noch sagen müssen, bevor wir vom Vorsatz zur Erfahrung überzugehen!): „Die Nachfolge ist der Wunsch, die *Erfahrung* der Person nachzuleben [nachzuleben, die Erfahrung nachzuleben!], die einen herausgefordert hat und durch ihre Präsenz im Leben der Gemeinschaft herausfordert. Es ist ein Sich-Ausstrecken danach, wie jene Person zu werden, nicht in ihrer Konkretheit, mit ihren Grenzen, sondern

mit dem Wert, für den sie sich hingibt und der im Grunde auch ihr Gesicht als armseliger Mensch erlöst. Es ist die Sehnsucht danach, am Leben jener Person teilzunehmen, die einem etwas Anderes gebracht hat. Und es ist dieses Andere, das man verehrt, nach dem man sich sehnt, dem man innerhalb dieses Weges angehören will.“ (Vgl. *Il rischio educativo*, SEI, Turin 1995, S. 64) Die Erfahrung eines anderen nachzuleben ist kein formales Wiederholen und auch nicht die Mitgliedschaft in einem Verein. Da liegt ein Abgrund dazwischen! Im ersten Fall kann man nicht verhindern, dass das Leben verkümmert,

die Sehnsucht wird nicht wieder wachgerufen und man bekommt keine Flügel zum Fliegen. Im anderen Fall aber ist man immer mehr angezogen und wird immer mehr man selbst.

„Als ich die Versammlung der Exerzitien der Fraternität noch einmal gelesen habe“, schreibt mir einer von euch, „erlebte ich den provokanten und befreienden Schlag deiner ersten Antwort wieder. Ich, der ich einer der ‚Alten‘ in der Bewegung bin (60 Jahre), nehme ihn als einen entscheidenden Punkt für den Wiederaufbruch wahr, wie ich es erlebe, seit du die Leitung übernommen hast. Ich empfinde eine herausfordernde Entsprechung, die mich in die Tage zurückversetzt, als ich mit vierzehn Jahren die Bewegung als rettenden Weg für mein Leben entdeckte. Denen gegenüber, die sich beklagen, fühle ich mich ein bisschen wie der Blindgeborene angesichts der Einwände der Pharisäer: ‚Ihr sagt, dass es nicht gut läuft so, aber ich entdeckte, indem ich nachfolge, den Sinn meiner Begegnung mit der Bewegung wieder, ihre Frische,

Die Begegnung mit jener Gegenwart, die mich schafft, lässt, um es mit Don Giussani zu sagen, „meine Person wieder aufleben; durch sie nehme ich den Sinn meiner eigenen Würde wahr und entwickle den Sinn für die Würde meiner eigenen Persönlichkeit“.



ihre unerwartete Jugendlichkeit, wenn auch mit ein bisschen mehr Reife. Es scheint mir ein völlig neuer Weg der Freiheit und ein neues Bewusstsein für den Glauben zu sein. Soll ich also all das negieren, um euren Einwänden zu folgen? Ich sehe aber all das und atme auf, indem ich nachfolge, und das könnt ihr mir nicht nehmen, es ist eine Tatsache.“ Man kann also auf die Frage „Was nun?“ antworten, mit 60 Jahren, nach mehr als 40 Jahren in der Bewegung, mit einer solchen Frische, einem Aufatmen, einer ganz neuen Freiheit und völlig neuem Bewusstsein für den Glauben, das einem kein Einwand nehmen kann. Was hat bewirkt, dass diese Neuheit in seinem Leben beständig wurde? Die Nachfolge.

Es ist also diese Ebene, auf der sich unser Leben immer wieder entscheidet: ob wir dem Charisma nachfolgen oder nicht. Don Giussani beschreibt diese Methode zusammenfassend in einem Satz, den ich mir oft wiederhole: „Eine Definition muss von etwas ausgehen, das man bereits kennt, sonst wäre sie nur ein aufgezwungenes Schema“ (*Am Ursprung des christlichen Anspruchs*, EOS, St. Ottilien, S. 79). Entweder entspricht die Definition einer Erfahrung, die man schon selbst gemacht hat, oder sie ist ein aufgezwungenes Schema. Deshalb muss man sich entscheiden, ob man jemandem nachfolgen will, der einem ein Schema aufzwingt, oder jemandem, der einem hilft, sich persönlich den Inhalt der Definition zu eigen zu machen. Dem Einzelnen zu helfen, sich das, was er sagte, zu eigen zu machen, war die Methode Jesu. Es gibt keine Alternative. Und wenn wir nicht verstehen, wie wichtig das für uns ist, dann merken wir auch nicht, dass wir genau das mit den anderen machen: Wir zwingen Schemata auf. Da wir uns oft damit zufriedengeben, uns selbst Definitionen, Diskurse zu wiederholen, denken wir am

Ende, es reiche, wenn wir den anderen die Definitionen aufzwingen oder schlimmer noch, ihnen unsere richtigen Definitionen um die Ohren hauen. Aber, wie wir gut aus der Erfahrung wissen, führt das nicht dazu, dass das Leben eine Einheit wird. So mache ich mir die Definition, die ich kenne, nicht zu eigen. Um sie mir anzueignen, brauche ich eine Erfahrung. Deshalb habe ich diesen Satz, seit ich hier bin, wer weiß wie oft wiederholt: „Die Wirklichkeit wird evident in der Erfahrung“. Und: „Die Erfahrung ist das Phänomen, in dem die Wirklichkeit transparent wird und sich erkennen lässt“ (*In cammino. 1992-1998*, a.a.O., S. 311, 250). Ein „Kernsatz“ von Giussani!

Was bedeutet es also, die Erfahrung eines anderen nachzuleben? Was heißt es, die Erfahrung von Don Giussani nachzuleben? Was hat er uns bezeugt und vorgeschlagen als Arbeitshypothese, mit der wir in die Wirklichkeit eintreten können, um Menschen zu sein und nicht den Wunsch zu fliegen aufzugeben, Menschen, die nicht aufhören zu suchen, Menschen, denen die Sehnsucht nicht abhanden kommt?

Hören wir nochmals den Papst, der uns in der Botschaft zum *Meeting* aufgefordert hat, „nie den Kontakt mit der Wirklichkeit zu verlieren, sondern vielmehr die Wirklichkeit zu lieben. Auch das gehört zum christlichen Zeugnis: Angesichts einer vorherrschenden Kultur, die den Schein an die erste Stelle setzt, das, was oberflächlich und vorläufig ist, besteht die Herausforderung darin, sich für die Wirklichkeit zu entscheiden und sie zu lieben. Don Giussani hat das als Lebensprogramm hinterlassen, wenn er sagt: ‚Die einzige Bedingung, um jederzeit wahrhaft religiös [das heißt Mensch] zu sein, ist, stets intensiv das Wirkliche zu leben. Die Formel des Weges zum Sinn der Wirklichkeit heißt: das Wirkliche ohne Abstriche leben,

das heißt ohne etwas zu verleugnen oder zu vergessen. Es wäre in der Tat nicht menschlich, also unvernünftig, lediglich die Oberfläche der Erfahrung zu betrachten, nur die Schaumkrone zu sehen, ohne in die Tiefe dieser Wellenbewegung einzutauchen.“ (Franziskus, *Botschaft an die Teilnehmer des Meetings für die Freundschaft unter den Völkern*, 24.-30. August 2014) Mit diesem Aufruf schenkt uns der Papst „jetzt“ das Lebensprogramm wieder, das Don Giussani uns immer vorgeschlagen hat! Und das Programm ist nicht das Wiederholen von richtigen Definitionen, es ist die Beschreibung eines Weges, den wir alle zurücklegen können. Wenn wir Menschen sein wollen, müssen wir „stets intensiv das Wirkliche leben“ (*Der religiöse Sinn*, a.a.O., S. 165). Jeder muss für sich entscheiden.

DER WERT DER UMSTÄNDE

Doch woraus besteht die Wirklichkeit? Aus Umständen, aus Umständen, wie es Davide vorhin gesagt hat, durch die das Geheimnis uns ruft, uns wieder weckt, uns entgegenkommt, damit wir nicht untergehen und ins Nichts fallen. Genau deshalb hat uns Giussani eingeladen, die Umstände auf eine Art anzuschauen, die es uns verbietet, beim äußeren Anschein stehenzubleiben. Die Umstände sind nämlich die Weise, wie uns das Geheimnis ruft, uns dem Nichts entreißt, uns liebt. Deshalb sagt er uns, wiederum im *Religiösen Sinn*: „Der Mensch, beziehungsweise das vernunftbestimmte Leben des Menschen sollte am Augenblick hängen, jeden Augenblick auf diese scheinbar unberechenbaren, zufälligen Zeichen achten, die die Umstände sind, durch die der unbekannte ‚Herr‘ mich an sich zieht und auffordert, seinem Plan zu folgen.“ Nicht eine Definition ist gefragt, sondern die Antwort auf eine Herausforderung. Und diese Umstände – Don Giussani setzt noch eins drauf! – können ein „Zeichen [sein], das [manchmal] so verschwommen [die Mühen des Lebens, die Trostlosigkeit des Alltags, die dramatischen Situationen, die offensichtlich unmenschlichen Dinge], undeutlich, undurchsichtig und scheinbar zufällig ist wie die Abfolge der verschiedenen Umstände. Das ist, als würde man von einem Fluss bald hierin, bald dorthin mitgerissen.“ Das ist immer noch die Weise, durch die das Geheimnis mich ruft, um mich nicht ins Nichts fallen zu lassen. „Das bedeutet, zu jedem Augenblick ja zu sagen, ohne etwas zu sehen, und ganz einfach dem Zwang der Umstände nachzugeben. Eine schwindelerregende Lage!“ (*Der religiöse Sinn*, a.a.O., S. 203 f.) Deshalb bekommen wir oft Angst und weichen der Herausforderung aus. Aber was für ein großartiges Zeugnis hat Giussani

uns gegeben! „Ich hoffe“, sagt er, „dass sich mein Leben so abgespielt hat, wie Gott es erwartet hat. Man kann sagen, dass es im Zeichen der Dringlichkeit stand, weil jeder Umstand, jeder Augenblick für mein christliches Gewissen ein Streben nach der Ehre Christi war.“ („Don Giussani: ‚Ich bin nichts, Gott ist alles‘“, Interview mit D. Boffo, *Avvenire*, 13. Oktober 2002, S. 3)

Für ihn „ist das Leben die Wirklichkeit, die einen berührt, ruft, herausfordert, und daher gibt es kein Leben ohne Aufgabe“. Wie berührt mich das Leben? „Es berührt mich als Wirklichkeit [eine Wirklichkeit, die meine Freiheit auf den Plan ruft], und die Wirklichkeit fordert mich immer zum Mitarbeiten heraus, zu einem Einsatz, also zu einer Aufgabe.“ Freunde, das ist es, dem wir folgen müssen. Durch das ruft uns das Geheimnis. Doch wer kann von uns eine solche Nachfolge erwarten? Nur Gott. Wer sonst kann so etwas verlangen? Nur Jener, der uns ruft. Deshalb ist es entscheidend, zu verstehen, wie Gott uns ruft, denn sonst sprechen wir nur abstrakt von

Doch wer kann von uns eine solche Nachfolge erwarten? Nur Gott. Wer sonst kann so etwas verlangen? Nur Jener, der uns ruft. Deshalb ist es entscheidend, zu verstehen, wie Gott uns ruft, denn sonst sprechen wir nur abstrakt von Gott.

Gott, wir werfen Ihn aus der Wirklichkeit hinaus, wir verbannen Ihn dorthin, wo wir denken, dass Er sei. Und in dieser Weise schauen wir dann auf die Wirklichkeit und bleiben, wie der Papst sagt, beim Schein stehen und erkennen nicht, dass wir gerufen sind, Ihm durch die Umstände zu antworten. Doch Don Giussani hat uns dazu erzogen, sie anzuerkennen und sie als das zu betrachten, was sie sind: die Art und Weise, wie uns Gott ruft. Das kann etwas ganz Banales sein (ein kleiner Lichtschimmer) oder etwas Düsteres, manchmal nicht leicht zu durchschauen.

Aber es ist, als wolle das Geheimnis uns durch diese Dinge sagen: „Schau, dieser Umstand, den du nicht verstehst, der dir so düster erscheint, ist das Zeichen, durch das ich, der alle Dinge schafft, dein Leben aufbaue, ich lasse dich reifen, ich mache dich zu dir selbst, ich mache dich eins, ich rufe deine Sehnsucht wach, ich mache dir die Gegenwart gegenwärtig.“ Wie beeindruckend ist es, wenn einer diesen Plan annimmt!

„Lieber Don Carrón, ich schreibe dir, um dir für das zu danken, was du uns bei den Exerzitien vorgeschlagen hast, und für die Arbeit darüber, wie man ‚die Umstände leben‘ kann, zu der du uns diesen Sommer herausgefordert hast. Ich bin 27 Jahre alt, habe vor zwei Jahren geheiratet und bin Mutter einer neun Monate alten Tochter (die mit Down-Syndrom geboren wurde); außerdem bin ich Ärztin und zurzeit auf Arbeitssuche. Eine nicht ganz alltägliche Situation. Ich schreibe dir, wie gesagt, um dir zu danken, weil ich in diesen Monaten gemerkt habe, wie notwendig es für mich ist nachzufolgen. Es reicht weder ein außergewöhnliches Faktum (in meinem Fall ist

der Alltag in gewisser Weise außergewöhnlich dank der geheimnisvollen Gegenwart meiner Tochter), noch die ganze gut katholische Einstellung, die man dem Leben gegenüber hat. Ich bin Christin, praktisch schon immer in der Bewegung, und trotzdem reicht das alles nicht, um wirklich zu leben. Man braucht einen Sinn, um das zu leben, was da ist. In diesen Monaten bin ich der Bewegung nicht nur formal gefolgt, sondern habe mich erziehen lassen, wenn es manchmal auch hart war. Dadurch wurden meine Tage von dem Bewusstsein getragen, dass das, was mir heute gegeben ist, die wertvollste Wegbegleitung für mich jetzt ist, mein Weg, um das kennenzulernen, was mein Herz wirklich erfüllt: Jesus. Er hat sich als treue Wegbegleitung erwiesen, als die liebevolle Gegenwart, die ich brauche. Das heißt nicht, dass ich jemanden brauche, der mir sagt, dass meine Tochter einen unendlichen Wert hat, dass ihr Leben etwas Großes ist (das ist in der tagtäglichen Beziehung mit ihr absolut evident; du solltest sie sehen!). Aber der Unterschied liegt in dem Geschmack am Leben, der aus dem Bewusstsein entsteht, dass der Herr mich hier ruft, und nicht da, wo ich dachte. Es ist, als sei mir das Heute, also die kleinen Dinge, mein Zuhause, mein Mann, meine Tochter, ‚zurückgegeben‘ worden! Das erfüllt mein Herz wirklich mit Dankbarkeit. Ich hätte nie gedacht, dass die Wirklichkeit zu leben, meine Sehnsucht nach Glück entflammen würde, anstatt sie irgendwie zuzuschütten oder in geordnete Bahnen zu lenken. Nochmals von Herzen danke für deine Führung auf diesem menschlichen, sehr menschlichen Weg.“ Was ihr heute gegeben ist, ist die wertvollste Wegbegleitung für sie jetzt. Sie braucht nicht jemanden, der ihr sagt, dass ihre Tochter einen unendlichen Wert hat (eben eine Definition). Für diese junge Mutter macht den Unterschied „der Geschmack am Leben, der aus dem Bewusstsein entsteht, dass der Herr mich hier ruft, und nicht da, wo ich dachte“. Und so wird ihr alles zurückgegeben: die Dinge, das Zuhause, der Mann, die Tochter.

Manchmal bleiben wir aber nicht dabei, wir wollen Ihn nicht anerkennen und ziehen uns in uns selbst zurück. Worin besteht die Versuchung angesichts der Herausforderung durch die aktuellen Umstände, die uns oft erschüttern? Dass wir der Angst erliegen, dass wir denken, man könne die Einheit erreichen, wenn man „der Risiken entbunden“ ist, wie Eugenio Mazzarella diesen Sommer gesagt hat. Wir glauben nicht, dass uns die Umstände vom Geheimnis, von dem Herrn der Zeit und der Geschichte gegeben werden, damit wir die Wahrheit wiedererlangen. Denn es gibt keine andere Weise, die Wahrheit wieder-

zuerlangen, die wir schon zu kennen glauben, als durch die Freiheit, dadurch, dass ich mich auf die Wahrheit einlasse, die mich durch die Umstände ruft.

Kardinal Scola hat in dem Interview, das er *Tracce* gegeben hat, darauf hingewiesen, dass oft noch „ein statisches Menschenbild“ vorherrscht. „Man meint aufgrund eines gewissen ethischen Intellektualismus noch immer, das einzige Problem sei, die richtige Doktrin zu lernen, um sie dann auf das Leben anzuwenden: ‚Die wahre Glaubenslehre wird, einmal verkündet, den Sieg davontragen.‘ Dieser Standpunkt lässt jedoch außer Acht, dass der Mensch schon aufgrund der Tatsache, dass er ‚im Leben steht‘, Erfahrungen macht, die Fragen und Probleme aufwerfen. Die Glaubenslehre, die für den Christen natürlich auf der ursprünglichen Erfahrung der Christusnachfolge beruht, wie sie vom kirchlichen Lehramt autoritativ vorgeschlagen wird, muss als lebendige Antwort auf diese aus der persönlichen Erfahrung erwachsenden Fragen wiederentdeckt werden. Sonst reicht sie nicht.“ (vgl. *Spuren* September 2014, S. 15)

Deshalb lässt Don Giussani uns nicht aus und unterstreicht, dass nach der Begegnung „die Wirklichkeit nicht einfach ‚abgehakt‘ werden kann, weil wir meinen, schon alles zu haben und zu kennen [nur aufgrund der Tatsache, dass wir Ihm begegnet sind]. Wir haben alles, aber was dieses Alles ist, dass verstehen wir nur in der Begegnung mit den Umständen, den Menschen und Ereignissen“, wie es uns diese junge Mutter bezeugt hat. Entweder verstehen wir das, oder all die Herausforderungen, die wir zu bestehen haben, haben nichts mehr mit unserem Weg zu tun, sondern werden sogar zu einem

Hindernis. Don Giussani ist dagegen der Ansicht, dass sie wertvoll sind für unseren Weg. Wir haben zwar alles, aber wir können nicht verstehen, was dieses Alles ist, wenn wir nur Definitionen wiederholen und nur formal dazu gehören; wir verstehen es nur in der Auseinandersetzung mit den Umständen. Wenn wir uns nicht klar machen, dass der ganze Komplex der Umstände uns gegeben ist, damit wir reif werden und unsere Einheit wiedererlangen, dann fliehen wir vor dieser Verifizierung. „Wir brauchen nichts abzuhaken“, betont Don Giussani, „nichts zu zensieren, nichts zu vergessen oder zu verleugnen. Denn was dieses Alles, das wir haben, bedeutet, diese Wahrheit, die wir haben, [...], was dieses ‚alles‘ bedeutet, das verstehen wir [...], indem wir uns den Dingen stellen, also durch die Fakten der Begegnungen und Ereignisse, durch die Begegnung [...] und in dem, was geschieht“ (*L'io rinasce in un incontro. 1986-1987*, Bur, Mailand 2010, S. 55).

**Wir haben alles,
aber wir können
nicht verstehen, was
dieses Alles ist, wenn
wir nur Definitionen
wiederholen. Wenn
wir uns nicht klar
machen, dass alles uns
gegeben ist, damit wir
reif werden und unsere
Einheit wiedererlangen,
dann fliehen wir vor
dieser Verifizierung.**



IN SEINER GEGENWART SICHER AN JEDEM ORT

Nur so können wir jene Gewissheit erlangen, die es uns erlaubt, in alles einzutreten, in jede Peripherie, und uns nicht von der Angst, sondern von der Gewissheit bestimmen lassen, die Er in uns hervorbringt. Denn, wie es nochmals Papst Franziskus in seiner Botschaft an das *Meeting* sagt (diese Botschaft sollten wir noch einmal ganz lesen!), „der Christ [der so lebt, wie wir es versucht haben zu beschreiben] hat keine Angst das Zentrum zu verlassen und in die Peripherien zu gehen, weil er sein Zentrum in Jesus Christus hat. Er befreit uns von der Angst. [Nicht weil wir formal „Christus“ sagen; wir alle wissen genau, dass das allein nicht genügt. Keine Art formaler Zugehörigkeit reicht, um die Trostlosigkeit zu besiegen, um die Angst zu besiegen, sondern es braucht die Erfahrung Christi.] In seiner Gegenwart können wir an jedem Ort sicher vorangehen, auch durch die dunklen Momente des Lebens, weil wir wissen, dass uns, wo auch immer wir hingehen, der Herr mit seiner Gnade vorausgeht, und unsere Freude ist es, die frohe Botschaft, dass er mit uns ist, mit den anderen zu teilen. Nachdem die Jünger Jesu auf Mission ausgesandt worden waren, kehrten sie begeistert über ihre Erfolge zurück. Aber Jesus sagte zu ihnen: ‚Doch freut euch nicht darüber, dass euch die Geister gehorchen, sondern freut euch darüber, dass eure Namen im Himmel verzeichnet sind‘ (Lk 10,20). Nicht wir sind es, die die Welt retten, nur Gott rettet sie.“ (Franziskus, *Botschaft an die Teilnehmer des Meetings für die Freundschaft unter den Völkern*, 24.-30. August 2014)

Nur wer sich des Wesentlichen gewiss ist, wird verfügbar sein, Formen und Weisen zu suchen, um die Wahrheit

mitzuteilen, der er begegnet ist. Sonst könnte er sie anderen überhaupt nicht kommunizieren. „Deshalb erfordert eine sich schnell verändernde Welt“, so fährt der Papst fort, „von den Christen die Bereitschaft, Formen und Weisen zu suchen, um in einer verständlichen Sprache die ewige Neuheit des Christentums zu verkünden. [Don Giussani ist ein Beispiel dieser Revolution der Formen und Weisen]. Auch darin muss man realistisch bleiben. ‚Oftmals ist es besser, den Schritt zu verlangsamen, die Ängstlichkeit abzulegen, um dem anderen in die Augen zu sehen und zuzuhören, oder auf die Dringlichkeiten zu verzichten, um den zu begleiten, der am Straßenrand geblieben ist‘ (*Evangelii Gaudium*, 46).“ „Wie viele Menschen an den vielen existentiellen Peripherien unserer Zeit“, so sagt ebenfalls der Papst, „sind ‚müde und zerschlagen‘ und warten auf die Kirche, warten auf uns! Wie können wir sie erreichen? Wie können wir mit ihnen die Erfahrung des Glaubens, die Liebe Gottes, die Begegnung mit Jesus teilen? Das ist die Verantwortung unserer Gemeinschaften [...]. Angesichts vieler Anfragen von Männern und Frauen laufen wir Gefahr zu erschrecken und uns in uns selbst zurückzuziehen in einer Haltung der Angst und Verteidigung. Dadurch entsteht die Versuchung der Überheblichkeit und des Klerikalismus, jene Kodifizierung des Glaubens in Regeln und Anweisungen, wie es die Schriftgelehrten, Pharisäer und Gesetzeslehrer zur Zeit Jesu machten. Uns wäre alles klar, alles wäre geordnet, aber das gläubige und suchende Volk litte weiterhin Hunger und Durst nach Gott“ (Franziskus, *An die Teilnehmer der Begegnung auf Initiative des Päpstlichen Rats zur Förderung der Neuevangelisierung*, 19. September 2014).



Um auf diese Herausforderungen zu antworten, weist uns der Papst darauf hin, wie Jesus selbst sie angegangen ist: Ohne zu erschrecken und ohne sich ängstlich zurückzuziehen, geht Jesus auf jene zu, die „müde und zerschlagen“ sind. Ein bekanntes Beispiel dieser Art von Mensch sind die Zöllner, die von allen gehasst wurden wegen ihrer offenkundigen Inkohärenz. Die Beziehung Jesu mit ihnen führt dazu, dass die Pharisäer und die Schriftgelehrten sich über ihn empören: „Er gibt sich mit Sündern ab und isst sogar mit ihnen.“ Aber ihre Einwände halten Jesus nicht davon ab, im Gegenteil. Er verteidigt seine Art, mit den Zöllnern umzugehen, noch durch Gleichnisse wie das vom verlorenen Sohn (Lk 15,11-31). Das beweist auch, dass Er sich des Risikos sehr wohl bewusst war, das Er mit Seiner Vorgehensweise einging. Der verlorene Sohn wird immer auch ein Bild bleiben für jemanden, der alles hat (Vater, Haus, Vermögen, etc.) und der Faszination der Autonomie nicht widerstehen kann. Alles erscheint ihm als Hindernis für seine Sehnsucht nach grenzenloser Freiheit, wie wir es bei uns selbst und oft auch bei unseren Mitbürgern sehen. Wir können uns alle vorstellen, dass der Vater Angst vor der Freiheit seines Sohnes hatte. Trotzdem geht er das Risiko ein. Was für eine Liebe zur Freiheit seines Sohnes, damit dieser durch eigene Erfahrung das zurückgewinnen konnte, was er eigentlich schon wusste!

Und es geschieht das Unerwartete. Genau in dem Moment, in dem der Sohn am weitesten unten ist, als er sich, um zu überleben, herablässt, die Futterschoten der Schweine zu essen, ist noch nicht alles verloren. Warum? Weil der Sohn gerade in diesem Moment, in dem man es sich am wenigsten erwarten würde, „zu sich kommt“. Der Sohn findet in sich etwas wieder, das nicht verloren ist. Gerade im augenscheinlich dunkelsten und verworrensten Moment kommt sein Herz zum Vorschein mit den Evidenzen und Bedürfnissen, die es ausmachen. Alle Fehler, die er gemacht hat, können die Erinnerung an seine Heimat, an seinen Vater und den Lebensstandard von dessen Tagelöhnern nicht auslöschen. Das erlaubt es ihm, zu einem Urteil zu kommen und blitzschnell einen Vergleich zwischen der früheren und seiner derzeitigen Situation anzustellen: „Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben mehr als genug zu essen und ich komme hier vor Hunger um.“ Und so kann er sich durch eigene Erfahrung das aneignen, was er zu wissen glaubte. Er wird sich des Ausmaßes seiner Bedürftigkeit bewusst und merkt, wie gut es ist, einen Vater zu haben. Endlich wird ihm klar, wo er die Freiheit findet. Er entdeckt, dass die Freiheit eine Bindung ist, ein Zuhause, ein Vater. Er erkennt,

Wir können uns alle vorstellen, dass der Vater Angst vor der Freiheit seines Sohnes hatte. Trotzdem geht er das Risiko ein. Was für eine Liebe zur Freiheit seines Sohnes, damit dieser durch eigene Erfahrung das zurückgewinnen konnte, was er eigentlich schon wusste!

dass es gut ist, dass er einen Vater hat, der ihn umarmt und wieder als Sohn annimmt. Der Vater seinerseits ist glücklich zu sehen, dass seine Geduld im Bezug auf die Freiheit seines Sohnes ihm diesen zurückgebracht hat. Und er ist dankbar und froh, einen Sohn zu haben, der glücklich ist, sein Sohn zu sein. Gleichzeitig wird uns auch die Tatsache immer vor Augen stehen, dass jemand, der anstandshalber zuhause bleibt, wie der ältere Sohn, nicht notwendigerweise verstanden haben muss, was es bedeutet, Sohn zu sein und einen Vater zu haben. Man kann nämlich auch zu Hause bleiben und sich nur beklagen.

Eben um die Art zu verteidigen, wie er mit jenen umgeht, die in den Randgebieten des Menschlichen leben, weil ihr sehnsüchtiger, ungeduldiger und unruhiger Durst nach Freiheit sie so weit gebracht hat, stellt Jesus denjenigen, die ihn anklagen, diese Beziehung des Vaters dem verlorenen Sohn vor Augen. Indem er die Zöllner so behandelt, die es vorgezogen haben, das Haus des Vaters zu verlassen, weil es ihnen zu eng war,

sagt Jesus den Pharisäern gewissermaßen: „Ich mache es so, ich gehe das Risiko ein und warte auf sie, weil mein Vater es so macht.“ Diese Gewissheit der Beziehung Jesu zu Seinem Vater – „Ich bin nicht allein“ – ist wesentlich für Sein Leben. Aufgrund dieser Gewissheit kann er auch bei denen, die sich entfernt haben, das Risiko eingehen und es ihnen erlauben, durch eigene Erfahrung zu entdecken, wer sie sind und zu wem sie gehören. Wir leben in einer besonders herausfordernden Zeit, die gekennzeichnet ist (wie wir gesagt haben, als wir über Europa sprachen) durch den Zusammenbruch der historischen Evidenzen, durch einen tödlichen Schmerz,

durch so viel Leid (denken wir nochmals an die Geschichte vom verlorenen Sohn), angesichts vieler unserer Zeitgenossen, die sich darauf versteifen, die seltsamsten Wege zu gehen, und es kann auch uns passieren, dass wir Befriedigung suchen, indem wir unseren Einbildungen folgen. Angesichts all dessen ist es nicht leicht zu verstehen, wie das Geheimnis das Risiko der Freiheit eingehen kann, um uns entdecken zu lassen, wer wir wirklich sind und wozu wir berufen sind. Worauf verlässt sich das Geheimnis? Auf unser Herz und auf Seine Gegenwart, die Fleisch geworden ist, um uns nahe zu sein und in uns wieder die Sehnsucht zu wecken, nach Hause zurückzukehren, damit wir gerade durch jeden schmerzhaften Umstand entdecken können, was unsere Freiheit ist.

Wir sind nicht dazu erwählt worden, uns aus der Wirklichkeit zurückzuziehen, sondern noch tiefer in die Situationen hineinzugehen. Wir sind erwählt worden, jeden zu begleiten, der „am Straßenrand geblieben ist“, sagt der

Papst. Pater Antonio Spadaro hat in seinem Vortrag beim *Meeting* das Bild der Fackel verwendet: „Die Fackel [...] geht mit den Menschen. Sie leuchtet den Menschen dort, wo sie sich befinden. Wenn die Menschheit auf den Abgrund zuläuft, dann geht die Fackel auch auf den Abgrund zu [allerdings nicht, weil sie sie dahin drängen will], das heißt, sie begleitet den Menschen in seinem Handeln. So gelingt es ihr vielleicht, ihn vom Abgrund wegzureißen, indem sie ihm diesen sichtbar macht. Wenn du nicht mit den Menschen unterwegs bist, wenn du stehenbleibst und sagst: ‚Das Licht ist hier, wir sind die Rettung, kommt her, und wer nicht kommen will, der soll halt sterben,‘ dann ist das sicher nicht das Bild der Kirche als ‚Feldlazarett‘, von dem Franziskus spricht. Wir müssen die kulturellen und sozialen Prozesse begleiten, so ambivalent, schwierig und komplex sie auch sein mögen.“ (Vgl. *Spuren* September 2014, S. 1)

Deswegen bedeutet anzuerkennen, dass man erwählt ist, und auf dem Wesentlichen zu beharren, eben nicht, dass damit alles aufhört, sondern dass damit alles anfängt.

Papst Franziskus lädt uns ein, wieder in seiner Botschaft an das *Meeting*, „an dieser Rückkehr zum Wesentlichen mitzuwirken: zum Evangelium Jesu Christi“, weil „die Christen [...] die Pflicht [haben], es ausnahmslos allen zu verkünden, nicht wie jemand, der eine neue Verpflichtung auferlegt, sondern wie jemand, der eine Freude teilt, einen schönen Horizont aufzeigt, ein erstrebenswertes Festmahl anbietet. Die Kirche wächst nicht durch Proselytismus, sondern ‚durch Anziehung‘ (*Evangelii gaudium*, 14), das heißt ‚durch ein persönliches Zeugnis, eine Erzählung, eine Geste oder die Form, die der Heilige Geist selbst in einem konkreten Umstand hervorrufen kann‘ (ebd., 128).“ (Franziskus, *Botschaft an die Teilnehmer des Meetings für die Freundschaft unter den Völkern*, 24.-30. August 2014)

Das ist unsere Aufgabe. Dazu sind wir erwählt, wie es uns wiederum Don Giussani in Erinnerung ruft: „Da war das Nichts, das absolute Nichts, und noch genauer dein und mein Nichts. Das Wort ‚Erwählung‘ bezeichnet die Grenze, die Schwelle zwischen dem Nichts und dem Sein. Das Sein erblüht aus dem Nichts durch die Erwählung, die Berufung. [Wir sind aus dem Nichts herausgerissen worden, weil wir erwählt sind.] Es gibt keine andere denkbare Bedingung oder Voraussetzung [wie Davide am Anfang gesagt hat]. Diese Erwählung und diese Berufung ist die reine Freiheit des göttlichen Geheimnisses in Aktion, Ausdruck der absoluten Freiheit des Geheimnisses.“ (*Generare tracce nella storia del mondo*, Rizzoli, Mailand 1998, S. 63)

Don Giussani fährt fort: „Das göttliche Geheimnis, das sich in der Freiheit der Erwählung oder Berufung aus-

drückt, findet seinen Widerhall, mit Erschrecken und Zittern, in vollkommener Demut, in der Bevorzugung des Menschen, denn die Bevorzugung des Menschen ist der Schatten der Erwählung durch die Freiheit Gottes.“ (Ebd., S. 63 f.) Gott beruft uns, damit wir Ihn allen mitteilen. Gott hat uns bevorzugt, damit Seine Liebe durch uns alle erreicht. Wie der heilige Paulus sagt: Gott hat mich erwählt, um in meiner Person das zu zeigen, was er allen geben wollte. Deswegen zeigt sich in dieser menschlichen Bevorzugung Gottes Seine ganze Leidenschaft für jeden Menschen. Und deswegen gilt unsere erste Vorliebe dem, der uns erwählt hat. Genau deshalb sprechen wir so oft von „Dankbarkeit“. Die große Vorliebe Christi für uns anzuerkennen bedeutet, in Dankbarkeit diesen Ort anzuerkennen, der mir fort-dauernd geschenkt wird. Aber um die ganze Aufgabe, die in dieser Bevorzugung enthalten ist, gründlich zu verstehen, müssen wir vor allem anerkennen, dass unsere erste Antwort Dem zu gelten hat, der uns bevorzugt, und uns bewusst werden, dass wir von Ihm erwählt worden sind. Nur dann verstehen wir, dass „die freie Wahl Gottes, der

den Einen erwählt, verborgen als kleine Knospe im Schoß der Jungfrau, Bedeutung hat für die ganze Welt“. [Deshalb gibt es, so sagt der Papst, keine Kirche, außer der, die hinausgeht. Die Präsenz, die wir darstellen, hat Bedeutung für die ganze Welt. Für die ganze Welt, nicht nur für den Bereich, den wir festlegen, indem wir entscheiden, wer dem mehr entspricht und wer weniger.] Daher gibt es im Menschen keinen noch so demütigen, mit Erschrecken und Zittern wahrgenommenen Widerhall der Bevorzugung, wenn nicht aus Liebe zur Welt, zum

Wohl der Welt, aus Leidenschaft für die Welt. Wie wunderbar ist doch dieses Paradox der Bevorzugung Gottes, der beruft und erwählt, um so die Welt zu umarmen und mitzureißen. Die Erwählung und Bevorzugung ist nichts anderes als die Liebe, die sich auf jedes lebende Ding, auf jeden lebenden Menschen, auf alle richtet.“ (Ebd., S. 64) Die Bevorzugung durch das Geheimnis erlaubt es uns, alles mit einem „erlösten Blick“ anzuschauen, auch die dramatischen Situationen, wie es Pater Pizzaballa beim *Meeting* gesagt hat (vgl. *Spuren* September 2014, S. 6).

Aber wer kann so etwas sagen? Wer kann eine solche Vorliebe haben? Wer kann uns so lieben? Wer kann jeden Menschen so lieben? Ich kann nur so lieben, wenn ich mir bewusst bin, dass ich bevorzugt worden bin und geliebt werde, wenn ich aus dieser Bevorzugung lebe, wenn ich so von dieser Liebe erfüllt bin, dass sie ansteckend wirkt und mich fähig macht, alle zu lieben und mitzureißen. So können wir das Risiko eingehen, denn wer nichts riskiert, kann nicht all das wiedergewinnen und jene Einheit des Lebens erlangen, nach der wir uns alle sehnen. **S**